

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 16

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferienpläne

Und was für Ferienpläne haben Sie?

Das ist momentan das beliebteste Gesellschaftsspiel. Ich pflege leicht die Achseln zu heben und abwartend zu schweigen, was

Von Suzanne Geiger

nicht weiter auffällt, denn die Frage leitet meist die «Enthüllung» eigener Ferienpläne ein. Sie werden alsogleich offenbar, lautstark und bis ins kleinste Detail: Fernost, Südsee, Teneriffe, Korsika. Ich höre neugierig zu, mache bereitwillig die Gedankenflüge mit, schwelge solidarisch in Vorfreude. Dass ich nichts Konkretes beitrage, stört niemanden, im Gegenteil, jemand muss ja andächtig lauschen, und dazu bin ich jederzeit

willkommen und immer noch sehr gefragt.

Meine Ferienpläne aber trage ich – versonnen lächelnd – sorgsam behütet mit mir heim, gebe sie erst preis, wenn die andern ihre Reisen nach Hinterindien, oder wohin auch immer, gebucht haben. Leicht könnte es der eine oder andere mir gleich tun wollen!

Ich habe mich nämlich letzthin ebenso plötzlich wie heftig in «meine» Stadt verliebt. Diese Liebe überfiel mich völlig unerwartet und unvorbereitet bei einem harmlosen Gang über die Mittlere Brücke. Beim nördlichen Brückenkopf stieg ich die Treppe hinunter und betrat den Unteren Rheinweg, wo ich im Stadt- und Münstermuseum ein Orgelkonzert besuchen wollte.

Der Lärm des Stossverkehrs war plötzlich wie abgeschnitten. Ruhig, beinahe lautlos glitt der Fluss im Halbdunkel vorüber. Ich musste wie verzaubert stillstehen, musste zum andern Ufer schauen, sah die Häuserzeilen, vornehm, gediegen: eine schöne, alte, unbekannte Stadt.

Ich drehte mich um, schaute rheinaufwärts, sah die Silhouette des Münsters, stand und schaute, nahm die eigenartige Stimmung wie ein Geschenk in mich auf – wäre beinahe zu spät ins Konzert gekommen.

Seit 40 Jahren lebe ich in dieser Stadt, sehne mich fort, unternehme Reisen, um Schönheit zu erleben. In Basel wohne ich ja sowieso. Ich benutze die Stadt für Einkäufe, Theater- und Konzertbesuche, haste heimzu, verweile nicht, gehe sozusagen blind an ihren Besonderheiten vorbei.

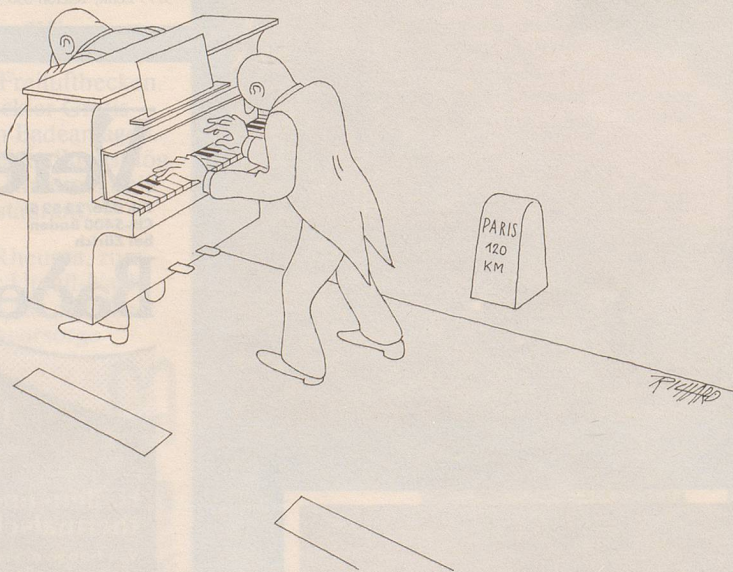
Jetzt indes hat er mich erwischt – der «coup de foudre» –, heftig und nachhaltig. Jetzt steht fest: Hier mache ich Ferien! Das ist mein Ziel! Diese Stadt will ich mir erobern.

Der Zufall (oder ist es die Vorsehung?) spielt mir ein Inserat zu: «Hotel Merian am Rhein – Ihr Hotel im Herzen von Basel», lese ich. Ihr Hotel, also auch meines. Ein Viersternhotel – es wird ein Vermögen kosten! Doch was tut's? In Gedanken ziehe ich die Bahn- oder Flugreise ab – und

gleich wird es erschwinglich. Der Wunsch ist gross: Hier will ich «absteigen», hier will ich übernachten, will am Morgen – wie es im Text steht – vom Hupen eines Rheinschiffes geweckt werden, will ans Fenster treten und die schwerbeladenen Schiffe rheinaufwärts kriechen sehen, am Münster vorbei, will sie leicht und lautlos stromabwärts gleiten sehen, will zum Weissen und Blauen Haus hinüberschauen, zum «Drei König» und zum «Sydehof».

Nach dem «Zmorgentrinken» will ich mit der Fähre über den Rhein fahren – und am andern Ufer nicht aussteigen, sondern gemächlich zurückgondeln und wieder hinüberfahren, so lange, so oft das Herz begehrt.

Ich will in Ruhe durch die Stadt gehen, dort haltmachen, wo es mich gelüftet, dort verweilen, wo es mir gefällt. Ich will mich von dieser späten Liebe durchdringen lassen, will sie mit dem Baedeker in der Hand erforschen und erarbeiten, als läge sie am andern Ende der Welt und nicht vor meiner Tür.



Im Burgerland

Mein Mann ist ein paar Tage abwesend. Bereits am dritten Tag gesellt sich zu meinem leisen Gefühl von Verlassenheit der Appetit auf ein feines, warmes Essen (für mich allein mag ich nie kochen). Deshalb fahre ich gegen Mittag mit dem Auto, das mein Mann mit mir zurückgelassen hat, in die Stadt. Im Einkaufszentrum, wo die Parkplätze meinen Fahrkünsten entsprechen, werde ich Photos abholen und dann

zum erstenmal das Restaurant beehren. Ich werde unter Leuten an einem kleinen Tisch sitzen, mich bedienen lassen und genüsslich eine Mahlzeit – wenn auch sicher kein Mehrgangmenü – auswählen ...

Erstaunt stelle ich fest, dass am Buffet eine Reihe von Leuten wartet. Aha, Selbstbedienung. Der Hunger lässt mich darüber hinwegsehen, und ich suche den Anfang der Kolonne, der aber nicht auszumachen ist, weil es keinen Startpunkt gibt, an dem man sich mit Tablett und Besteck bewaffnen muss.

Ich stelle mich also am Ende oder Anfang hin und studiere ein klägliches Angebot auf bunten Tafeln an der Wand. Ich bestelle, wenn schon, denn schon, einen Spezialbeefburger, den teuersten, und eine Portion Pommes frites. Der Burger liegt schon bereit, auf einer Art Rutschbahn zwischen Küche und Buffet, in einer Wärmeschachtel. Bald schlittert die Tüte mit den Pommes frites nach.

Das Tablett tragend, suche ich einen kleinen Tisch und schaue gleichzeitig nach Besteck und Serviette aus. Erfolglos. Ich setze mich, beobachte die anderen Gä-

ste. Ein junger Mann nagt an einem Pouletbein und leckt sich die Finger, bevor er eines der Pommes frites aus der Tüte fischt. Man isst also von Hand. Ich entdecke die Servietten; sie stehen auf jedem grösseren Tisch in einem Plastikbehälter.

Ich öffne Tüte und Schachtel – tatsächlich ist ihr Inhalt noch warm! Mein Beefburger mit allerlei Einlagen ist fast nicht zu bewältigen. Bei jedem Bissen quillt «Füllung» seitlich heraus, rinnt über meine Finger und tropft aufs orange Tablett. Grob geraffelter Salleriesalat und Essiggurken schlüpfen ungehemmt hervor, und ich bin heilfroh, auf Ketchup verzichtet zu haben. Eine Schweinerei, denke ich, eine Zumutung ist das! Kein Mensch kann einen so gefüllten Burger ohne Besteck einigermaßen anständig essen! Das ist ja kein Hobelkäse – eine Frechheit ist das!

Notdürftig säubere ich meine Hände. Mit den noch klebrigen Fingern kann ich die Photos jetzt nicht anschauen. Ich erhebe mich. Das verunreinigte Tablett schiebe ich zu andern gleicher Art in ein Gestell. Widerlich. Ich gelobe: Nie mehr! Doch der Spezialbeefburger war eigentlich sehr schmackhaft. Verena Gafajser

Immer nur lächeln ...

Wer mich kennt, weiss, dass ich im Herzen Baslerin geblieben bin, und immer wieder erwacht das Heimweh nach der Stadt am Rhein. Dass mir ein Mensch hier, sozusagen im Ausland, der meine Muttersprache spricht, zum vornherein sympathisch ist, wird folglich niemanden wundern. Ab und zu lade ich einen wildfremden Menschen – einfach, weil er Basler ist – zum Kaffee ein. Und da ich sowieso immer die berühmten Basler Leckerli im Haus habe, entwickeln sich die zufälligen Besuche meist fast zu einem kleinen Fest: zu einem Basler Tag mitten in der Woche.

Nun, kürzlich besuchte ich eine Versammlung, in der über die Probleme der Einheimischen und der übrigen Dorfbevölkerung gesprochen wurde. Ein interessanter Abend, weil auch die Neuzuzüger eingeladen waren.

Unter den Menschen, die an langen Tischen sassen, war ein grosser, breitschultriger Mann, der mich im reinsten Baseldeutsch begrüßte: «Wie nett, wieder einmal die Muttersprache zu hören!» Die reizende Frau des Baslers gab mir die Hand und strahlte über das ganze Gesicht. Das tat mir richtig wohl. Freudig war dann die Überraschung, als ich merkte, dass die beiden ganz in der Nähe wohnten. Wenig später hielt mich nichts mehr: Ich schrieb der reizenden Baslerin ein paar Worte und lud sie zum Kaffee ein, betonte, wie sehr ich mich auf den Basler Nachmittag mit ihr freute.

Der Nachmittag kam, mein Tisch war liebevoll gedeckt, und ich wartete beinahe mit Herzklopfen auf die Visite. Die Sonne schien, alles war festlich bereit, die nette Baslerin zu empfangen ...

Da, endlich, die Hausglocke! Mit meinem charmantesten Lächeln empfing ich die Basler Nachbarin. Was aber sagte sie? «Bonjour, Madame ...» Mir verschlug es die Sprache. Das durfte doch nicht wahr sein! Sie war ja gar keine Baslerin, sondern eine gewandte Genferin, die munter und lachend drauflos redete, bis sie merkte, dass ihr Gegenüber kein einziges Wort Französisch verstand ...

Daraufhin bemühte sich der Gast, ein paar Brocken Deutsch zu sprechen ...

Unser gemütlicher Basler Hock war ein mühseliges Ereignis, das hauptsächlich daraus bestand, dass wir zusammen Kaffee tranken und uns anlächelten ...

Annegret

Leistungsabbau

In den Sommermonaten soll die Post in der weitläufigen Gemeinde Schangnau nicht mehr direkt auf die abgelegenen Höfe gebracht werden. Der gelbe PTT-Riese hat diese Sparmassnahme für richtig befunden und wird sie auch ergreifen.

Einst galt die Post als zukünftig, leistungsstark, war für alle gleichermassen da und scheute keine Mühe, ihren Kunden, wo immer sie waren, zu dienen. Sie war angesehen und gehörte ein bisschen jedem Bewohner der Eidgenossenschaft.

Der gelbe Riese ist in die Jahre gekommen. Ein legaler Weg Dienstleistungen «etwas» abzubauen, besteht zum Beispiel darin, das Postverkehrsgesetz genauer anzusehen. Analog dem «Dienst nach Vorschrift» liegen jederzeit Einsparungen drin, die Auslegung muss nur enger gefasst werden. So einfach kann die Schreibtischarbeit sein! Was der Leistungsabbau dem Betroffenen bedeutet, auf welchen Postservice er ungefragt verzichten muss, das berührt die PTT anscheinend nicht.

Hanni Gerhard

De l'or véritable

«Nehmen Sie echt Gold, Gold ist schöner», sagte die Verkäuferin. Ich nannte den Preis, den ich für die Halskette auszugeben gedachte; die Kette, die sie mir vorlegte, war demzufolge, und wie erwartet, eher hauchdünn. Da ich etwas Sichtbares, wenn auch nicht Reingoldenes, vorzog, entschloss ich mich nach langem Ringen, es ihr, der Verkäuferin, zu sagen. Schliesslich befanden wir uns in der Modeschmuckabteilung eines gewöhnlichen Warenhauses und nicht in einer exklusiven Bijouterie der berühmtesten Bahnhofstrasse der Welt. Aber sie, die Verkäuferin, war offenbar exklusiver gesinnt als ihr Arbeitgeber: «Eine dickere goldene Kette ist dann halt entsprechend teurer», erklärte sie geduldig, aber leicht von oben herab. «Eben, deshalb will ich kein ech-

tes Gold, auch wenn es schöner wäre.» Jetzt hatte sie begriffen, und wie! Voller Verachtung riet sie mir, ein Ketteli für Fr. 29.90 zu kaufen, obwohl der Betrag, den ich ihr genannt hatte, um ein Vielfaches höher war. Ich beschloss, den Snob stehenzulassen und mein Geld anderswo auszugeben.

Wie verhext war das an jenem Tag mit den Zürcher Verkäuferinnen. Weiss Gott, was in sie gefahren war. Als ich im Haushaltgeschäft einen Thermos-Kaffee-Krug erstehen wollte, fragte mich jene Dame, die immer beim Eingang lauert, ob es ein vergoldeter sein solle!

Zugegeben, das geschah noch vor Weihnachten. Es mag sein, dass die Zürcher nur vornehme und teure Geschenke kaufen und dass dieser Umstand in Stresszeiten auf die Verkäuferinnen einen entsprechend vornehmen Einfluss hat ...

Mein Bild der Verkäuferin wurde nach Weihnachten, während des Ausverkaufs, wieder ins

rechte Licht gerückt. Im teuren Modegeschäft war eine französisch sprechende Kundin zu bedienen. Die offenbar einzige französisch sprechende Verkäuferin wurde überall gesucht und schliesslich herbeigerufen. Ihr Französisch war grotesk. Leider blieb mir nur ein Satz in Erinnerung. Sie riet der Kundin, die Ärmel des Mantels kürzen zu lassen, nicht viel, nur deuxième centimes.

Seither wage ich mich wieder «in die Stadt».

Dina

★★★★★

HOTEL
ORSELINA

6644 ORSELINA

Telefon 093/33 02 32
Familie Amstutz

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Lang lebe der Langlauf!

(Nebelspalter Nr. 11)

Die Einsendung «Skating» von Dina bestätigt meine Annahme, dass viele die sogenannten Free-style-Schritte nur anwenden, um Eindruck zu erwecken.

Bald 60 Jahre Skifahren, zuerst vorwiegend alpinistisch, seit über 30 Jahren ebenfalls Langlaufen ... Mich begeistern beide Sparten immer aufs neue. Auch der Schlittschuhschritt ist mir auf harter, ungespurter Unterlage bei den verschiedenen Skitypen vertraut. Da ich aber nicht die Loipe beschädigen, sondern anderntags wiederverwenden will, verzichte ich darauf. Bei Könnern bewundere ich aber die Leichtigkeit und Schnelligkeit, insbesondere, wenn bei hartem Schnee wenig kaputtgeht.

Doch dann kommen Herr und Frau Jedermann und meinen, zeigen zu müssen, dass auch sie «in» sind, wenn möglich nach Neuschneefällen, bei weichem Pulver oder Sulz. Was daraus resultiert, wenn es ihrer viele sind, wurde am letzten «Engadiner» vorgeführt: vollkommenes Verschwinden der Spuren.

Man sollte sich wirklich überlegen, ob man den jetzigen Zustand einfach hinnehmen will. Technisch und konditionell gute Läufer werden auch mit beschädigten Spuren fertig. Doch die ganze Langlaufbegeisterung wird ja nicht nur von Spitzenläufern ge-

tragen, sondern vom grossen Heer der Gelegenheitsläufer und Wanderer auf Langlaufski, die auf rechte Spuren angewiesen sind. Wer schon nach wenigen Kilometern mit Begeisterung der nächsten Beiz zustrebt, wird vermutlich mehr konsumieren als der Trainierte, der eisern seine Runden dreht. Die Gruppe zwischen den beiden Extremen schätzt gute Spuren, die nur dank der grossen Zahl von Leuten auf Langlaufski möglich geworden sind.

Ihre Zahl wird nicht mehr so rasant steigen; eine gewisse Sättigung zeichnet sich ab. Um so eher drängt sich die Frage auf: Wie können wir zur Erhaltung des gefreuten Langlaufs beitragen? Beim einzelnen: Sportlichkeit in Ehren, aber was bietet ein Spurt im free style, wenn die Kondition es nicht erlaubt, einen Vorsprung auf «klassische» Läufer über wenige hundert Meter zu halten?

Dann die Orte, die sich grosse Mühe mit guten Spuren geben, wie auch die Organisatoren von Volksläufen: Sind ihnen die Skater besonders lieb? Wo möglich, soll man den Free-style-Läufern eigene Wege präparieren, ebenso sollen ihnen alle spurlosen harten Partien zur Verfügung stehen. Dagegen sollen die gefahrenen Langlaufspuren den klassischen Schritarten vorbehalten bleiben. Viele gute Loipen wünscht

Adolf Spöring